

Michael Phelps

Eine Mikroanalyse: Körper/Überschreitung/Diskurs



Aufholjagd (Bild 1). Michael Phelps im Final des 100-Meter-Delfin-Wettkampfs an den Olympischen Spielen in Peking. Phelps (links) befindet sich kurz vor dem Anschlag hinter Milorad Cavic aus Serbien. Foto Keystone

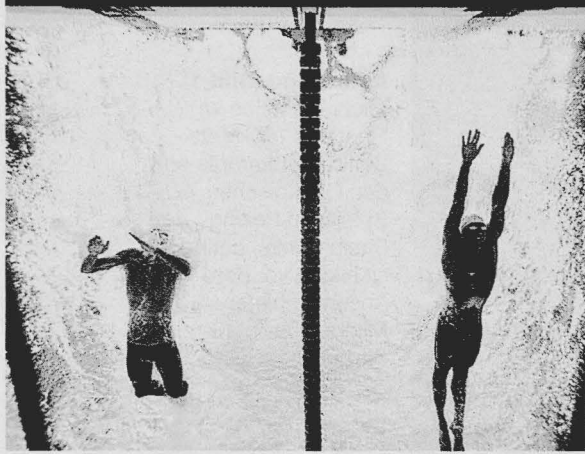
RALF SIMON*

► **Von Fehlern, Tauchern, mentaler Stärke und dem Phantasma der Überschreitung handelt diese Analyse der sensationellen Olympialeistungen des Schwimmers Michael Phelps.**

Kein Wettkampfschwimmer setzt kurz vor dem Anschlag mit einem neuen Zug an. Die goldene Regel, in allen Lehrbüchern verbreitet und von allen Trainern täglich gepredigt, lautet: Man nehme die Endgeschwindigkeit in die Gleitphase mit und mache sich lang. Für die drei Kilo Anschlagsbelastung, die nötig sind, um den elektronischen Impuls für die Zeitmessung auszulösen, reichen die Fingerspitzen. «Lang machen» heisst also, den Körper zur Gänze – von den Fingerspitzen über die Hüftstellung (mittels der Rumpfmuskulatur) bis hin zur Stellung der Füße – in die optimale Aquadynamik zu bringen. Spitzenschwimmer trainieren dies im Strömungskanal, dort kann man über Farbzugaben im Wasser und über Widerstandsmessungen die gleitungsoptimierte Körperlage visualisieren und so lange einstudieren, bis sie ins Unbewusste eingegangen ist.

Auf dem Bild 1 ist deutlich zu sehen, dass im olympischen Final der denkwürdigen 100m Delfin noch zwei Meter vor dem Anschlag der Serbe Cavic (im Ganzkörperanzug) in Führung lag. Es war ein Vor- ►

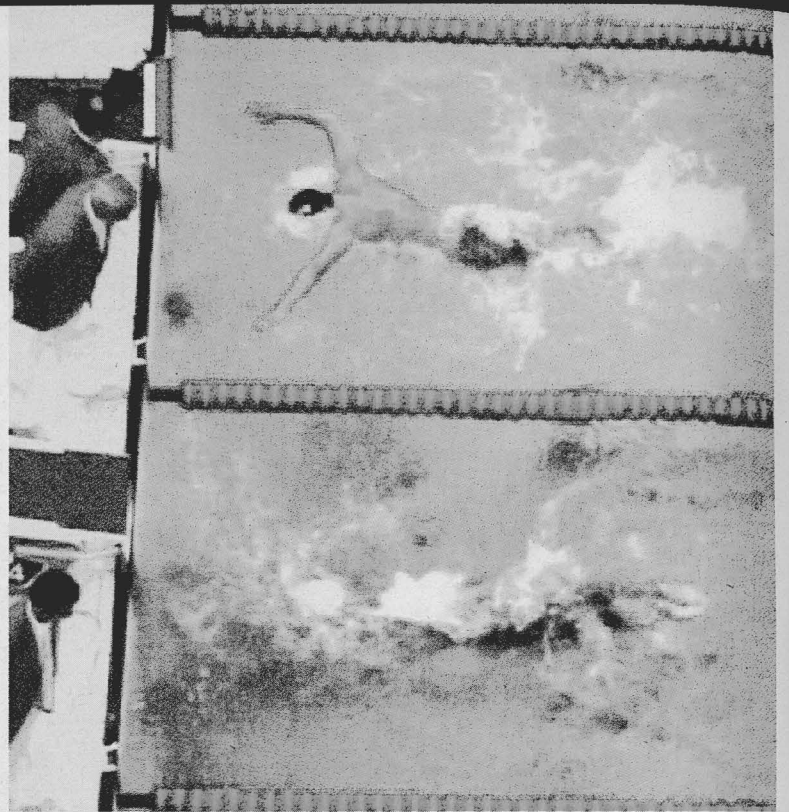
* Ralf Simon (47) ist Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel und war Anfang der 80er-Jahre Mitglied der deutschen Schwimmnationalmannschaft.



Letzer Zug (Bild 2). Michael Phelps holt im Delfin-Final nochmals aus zu einem Schwimmzug, während Milorad Cavic im Ganzkörperanzug auf den Rand des Schwimmbeckens zugleitet.

Foto Heinz Kluetmeier

Voller Kraft (Bild 3). Nochmals der 100-Meter-Delfin-Final: Trotz Rückstand, Phelps schlug Cavic. Videostill. Foto Keystone



► sprung von etwa einer Kopflänge.

Die Chlorbrillen, die die Schwimmer tragen, sind seitlich gewölbt, sodass sie das Bild des Nebenher schwimmenden in die Optik hineinspiegeln. Phelps, der bei der 50-Meter-Wende nur an vorletzter Stelle lag und eine fast aussichtslose Aufholjagd in Angriff nehmen musste, ist von hinten an Cavic herangeschwommen. Den Unterschied einer Kopflänge kann man sehen und Phelps wusste, dass er das Rennen verloren hatte – später bestätigte er es in einem Interview.

Dann macht er diesen sonderbaren Fehler. Er, dessen Arme länger sind als die seiner Konkurrenten (Spannweite über 2 Meter), dessen Trainingsmethoden am innovativsten sind, dessen Aquadynamik so überlegen ist, zieht noch einmal. Die Bilder 2 und 4 zeigen, dass er damit erneut verliert. Beim Delphin schwimmen dient nicht jede Bewegungssequenz unmittelbar dem Vortrieb. Der Armzug über Wasser führt zu einem Hohlkreuz und zu einer zunächst ungünstigen Tieferlegung der Hüfte. Sie wird dann zwar durch den peitschenähnlichen Beinschlag kompensiert, aber dazu hatte Phelps kaum mehr den Raum, weil dann schon die Wand da war. Ein klassischer Anfängerfehler also. Dennoch gewinnt er mit dem Vorsprung einer Hundertstelsekunde. Es handelt sich um knapp fünf Millimeter (siehe Bild 6: Der Anschlag ist durch die perspektivische Krümmung eigens herausgearbeitet).

Spricht man von Fehlern, dann fällt ein Zweites auf. Phelps taucht nach den Wenden tiefer als seine

Konkurrenten (siehe Bild 4). Er schwimmt eine Art von Bogen, während die anderen flacher bleiben, stärker an der Wasseroberfläche orientiert sind und gleichsam unmittelbar nach vorne wollen. Phelps schwimmt einen Umweg, er taucht zu tief, er nimmt in Kauf, eine längere Strecke zurückzulegen. Kann er damit dennoch schneller sein? Kann der Umweg Zeitersparnis bringen?

Es gäbe noch viele Beobachtungen dieser Art (z.B. die Handhaltung), aber bleiben wir bei den beiden erwähnten Fehlern. Blickt man genau auf die Bilder vom Anschlag beim 100-Meter-Delfinrennen, dann entdeckt man einen weiteren Fehler, den entscheidenden. Cavic gleitet, aber nicht, wie er gleiten sollte. Er nimmt den Kopf hoch, blickt aufs Ziel und drückt deshalb die Hüfte nach unten (Bilder 6 und 7). Hätten wir von beiden Schwimmern ein

«Im grossen Wettkampf schwimmt man wie in einem Tunnel.»

seitliches Foto, dann würde man sehen, dass beide mit tiefer Hüfte schwimmen, aber der eine gleitet, während der andere durch den Zug beschleunigt. Phelps kompensiert seinen Fehler teilweise, Cavic, den Sieg wortwörtlich vor Augen, hat dazu keine Möglichkeit mehr. Er hätte die Wand nicht sehen wollen dürfen, er hätte den Sieg nicht visualisieren, aber wissen müssen. Ihn visu-

alisiert zu haben ist ein Indiz der Schwäche. Die Evidenz des Sieges hätte ihn dazu führen müssen, den Kopf zwischen die Arme zu legen, das Gesicht nach unten zu richten, die Hüfte dadurch nach oben zu ziehen und also optimiert zu gleiten. Aber Cavic wusste, dass Phelps die bessere zweite Hälfte schwimmt, er konnte ihn sehr lange nicht sehen – und also versuchte er den Sieg, der in der Tat schon seiner war, durch das Anschauen der Anschlagmatte gleichsam an sich heranzuziehen, sich zu vergewissern, dass er ihm gehöre. So verlor er, weil er die Unsichtbarkeit des Sieges nicht ertragen konnte.

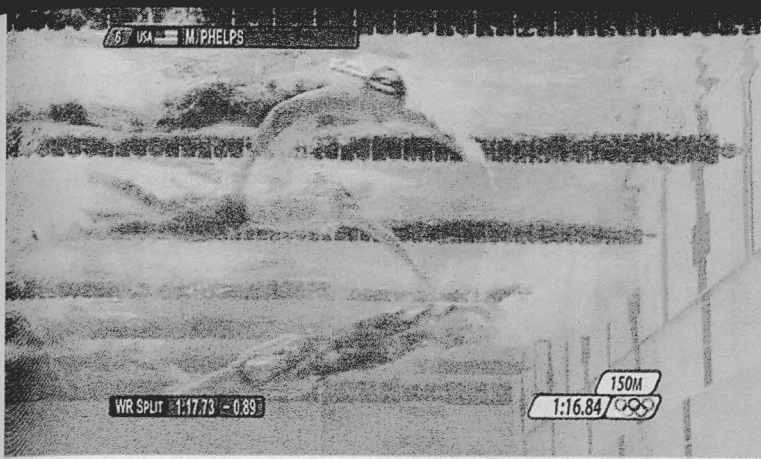
TUNNEL. Es ist eine Machtfrage. Schwimmen ist ein Sport, bei dem man den Konkurrenten nicht berührt. Die sinnlichen Wahrnehmungen sind reduziert. Gehör, Sichtfeld, Tastsinn und Geschmacksempfindungen sind eingeschränkt, die Sprache ist ganz in die körperliche Tätigkeit verschluckt. Man muss diese Reduktion aushalten können, in jeglicher Hinsicht.

Im grossen Wettkampfschwimmt man wie in einem Tunnel. Die Auseinandersetzung mit dem Gegner findet in den Jahren vorher statt, nämlich im Training, dessen Intervalle und Programme darauf ausgerichtet sind, die Zeit zu ermöglichen, die zum Sieg notwendig ist. Auf dem Startblock kann der Konkurrent dann ganz egal sein. Der Schwimmer weiss, dass er nur gewinnt, wenn er in der Tat sein Optimum erreicht, unabhängig davon, wie viel er vom Rennverlauf sieht. Die beeindruckende

Bestätigung dieser zunächst kontraintuitiven These sind die Siege von Britta Steffen gewesen. Sie hat sie ganz allein geschwommen. Und die noch beeindruckendere Widerlegung ist der amerikanische Sieg über die 4 x 100 m Freistil, in denen der Schlusschwimmer Jason Lezak nur deshalb eine Fabelzeit schwamm, weil er den französischen Weltrekordler vor sich hatte. Aber Jason Lezak ist ein anderes Kapitel, er gehört der Spezies der Staffelschwimmer an. Zum Durchbrechen aller Wahrscheinlichkeiten, zum Jump, wird weiter unten noch einiges zu sagen sein.

So schwimmt also der Schwimmer in einem sinnesphysiologisch reduzierten Tunnel. Er steckt vielleicht in einem der intensivsten Anthropologieexperimente der Selbstbezüglichkeit. Er muss dazu die Kraft haben. Cavic schaute im Moment des Sieges aus dem Tunnel heraus und verlor also. Phelps machte im Moment des Verlierens einen Fehler und gewann. Warum dieses Gewinnen im Nachhinein in die Aura der Notwendigkeit tritt, ist freilich keine Frage der Körpertechnik mehr. Es ist ein Ereignis des Diskurses.

WASSERWIDERSTAND. Bei der Frage des falschen Tauchens gibt es nur Vermutungen. Eine These besagt, dass weiter unten der Wasserwiderstand grösser sei, das Wasser kompakter werde, sodass man sich mit einem starken Delphinkick gleichsam abstossen könne, während die Schwimmer weiter oben die Hälfte ihrer Beinarbeit in die Luft treten würden. Aber kompensiert dies den



Tiefe Wende (Bild 4).
Der Olympia-Final über 200 Meter Crawl. Michael Phelps, jetzt mit Ganzkörperanzug, taucht nach der Wende sehr tief. Videostill.

Foto SF DRS



Abgehängt (Bild 5).
Hundertstelsekunden später: Der Vorsprung von Phelps ist gut sichtbar. Videostill.

Foto SF DRS

Nachteil der längeren Strecke? Die Erklärungen sind komplexer. Zu berichten ist die Erfahrung, dass man nach dem Abstoss, leicht nach unten tauchend, quasi wie in ein Loch hinein fällt, als würden die Erdanziehungskräfte wirken. Man kann die Geschwindigkeit hören: Das Wasser flutet am Ohr vorbei und erzeugt geschwindigkeitsabhängig eine Art von Flattergeräusch, nicht ganz unähnlich dem offenen hinteren Fenster bei der Autofahrt.

Dieses Geräusch (und also die Geschwindigkeit) ist etwa drei Meter nach dem Abstoss, sofern man nach unten taucht, am intensivsten. Unten, am tiefsten Punkt des Bogens, dient der Vortrieb, hier also der Delphinkick, nur dazu, an die Wasseroberfläche zu kommen, wobei sich nun der Beinschlag dort abstösst, wo das Wasser dichter ist. Das ganze Geheimnis besteht darin, für den ersten Überwasserzug eine möglichst hohe Geschwindigkeit mitzunehmen. Es handelt sich um eine Frage der exponentiellen Berechnung.

Das Schwimmen besteht ja bekanntlich nicht darin, dass man mit den Armen durchs Wasser zieht, um zu beschleunigen. Im Gegenteil. Man versucht, möglichst wenig Geschwindigkeit zu verlieren. Sie ist am höchsten, bevor man mit den regulären Schwimmbewegungen einsetzt. Also schwimmt man, weil man nicht langsamer werden möchte. Man verliert aber mit jedem Zug an Geschwindigkeit. Deshalb ist es essenziell, dass der erste Zug schon auf einem höheren Niveau beginnt als jener der Konkurrenz. Denn beide Schwimmer, Phelps und Cavic, wer-

den mit dem zweiten Zug langsamer werden, aber Phelps n+1-Zug wird eben dann schneller sein als der von Cavic, weil der stetige Abfall vom n-ten Zug die Geschwindigkeitsdifferenz beider aufrechterhält. Phelps baut also durch die umwegigere Tauchphase eine höhere Geschwindigkeit auf, die er als Differenzen gegenüber den anderen auf die ganze Bahn mitnimmt, damit sie sich dort addieren können. Es ist wie bei allen anspruchsvollen Tätigkeiten. Erst der Umweg bringt den Erfolg.

ÜBERSCHREITUNG. Man muss sich bewusst machen, dass Phelps die 400m Crawl, 100m Rücken und 200m Rücken nur deshalb nicht geschwommen ist, weil die Strecken nicht ins olympische Programm passten. Blickt man in die ewigen Weltbestenlisten, dann sieht man, dass Phelps 2007 die schnellsten Rückenzeiten schwamm. Er hat dies aber nicht verfolgt, sondern sein Training auf das olympische Programm ausgerichtet. Dass er mit seinem hohen Ausdauervermögen die 400m Crawl gewinnen kann, scheint ebenfalls klar zu sein. Blickt man auf seine Leistungsentwicklung, so stellt man fest, dass er sich zwischen 2002 und 2008 auf 200m Crawl um sechs Sekunden verbessert hat, im selben Zeitraum auf 200m Delfin aber nur um zwei Sekunden (www.swimrankings.net/index.php?page=athleteDetail&athleteId=1538691). Er passt seine Trainingsschwerpunkte den Gewinnbedingungen an. Man überlege, wo er sein könnte, wenn er die 200m Delfin in den letzten Jahren austrainiert hätte.

Er ist erst 23 Jahre alt. Das beste Sprinteralter liegt noch vor ihm. Er ist der wohl meistkontrollierte Athlet der Welt. Es gibt in seinen Leistungsdiagrammen keine nennenswerten Sprünge. Er hat keine auffällig massive Muskulatur, im Gegenteil, er wirkt fast ein bisschen schwächling, vergleicht man ihn mit dem, was man im Schwimmsport auch schon gesehen hat.

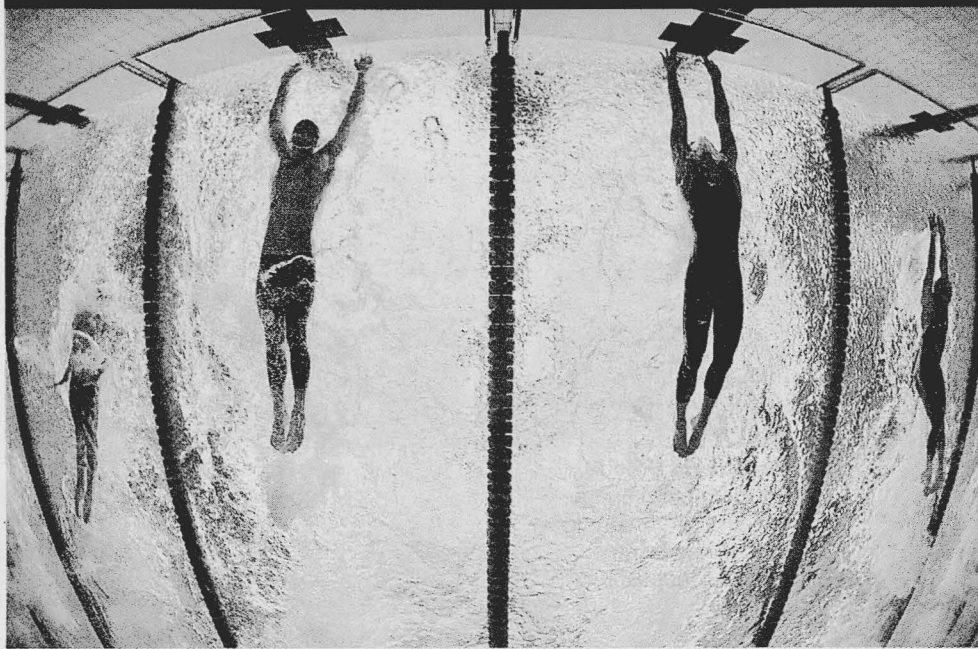
Die Frage nach dem, was möglich ist, zielt auf den anthropologi-

«Michael Phelps stellt die Frage nach dem Möglichen wieder ins Offene.»

schen Kern jenes seltsamen Phantasmas der Überschreitung, das sich Leistungssport nennt. Der Leistungssport ist eine Praxis ohne nennenswerte historische Dimension. Noch Ende der 60er-Jahre debattierte das deutsche Parlament angesichts der Trainingsumfänge der Kölner Schwimmer, ob es sich um Kinderarbeit handle. Viele Siegeszeiten der 60er-Jahre werden heute schon bei kantonalen Wettkämpfen erreicht. Erst die 70er-Jahre führten zu einer Professionalisierung des Sports, beim Schwimmen zum Standard des täglich zweimaligen Wassertrainings plus Krafttraining. Inzwischen werden täglich Distanzen von 20 Kilometern geschwommen, wobei das Hauptproblem darin besteht, die austrocknende Haut nicht zum Reisen zu bringen. Erst seit relativ kur-

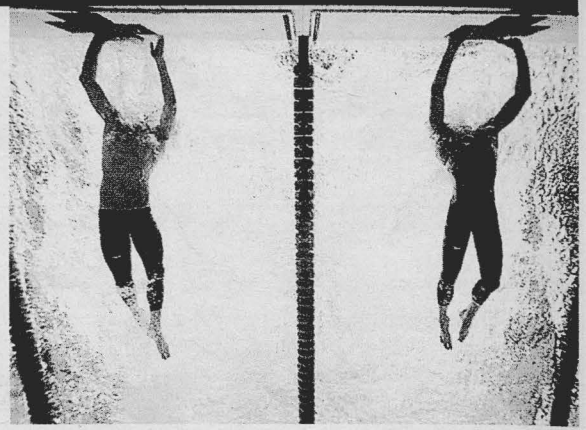
zer Zeit beobachtet man die mikrochemischen Vorgänge in der Muskulatur. Man erkennt, dass vorher diskutierte Fragen wie Bizepsumfang weitgehend sekundär sind. Die Regeneration spielt sich im Mikrobereich ab, und es ist nicht so einfach, auf diese Dimension angepasste Trainingsprogramme zu entwickeln. Man hat den Eindruck, dass der Leistungssport in einigen Bereichen überhaupt erst am Anfang steht. Wird es möglich sein, in absehbarer Zeit einen Delfinschwimmer auf der 200m-Distanz im Bereich von 1:40 zu sehen? Es gibt keine biomechanischen Einwände. Die Frage nach der Leistungskurve ist, im interessanten Gegensatz zur Leichtathletik, ganz offen. Sportmedizin und Trainingslehre stecken beim Schwimmen erst in den Anfangsstadien, und das Mögliche kann hier noch nicht einmal annähernd berechnet werden.

EXPERIMENTIERLABOR. Phelps fasziniert vor allem deshalb, weil er diesen Raum des Möglichen so entschieden betritt. Verglichen mit Mark Spitz ist seine Leistung unendlich höher einzuschätzen. Spitz musste nur die beiden Crawl- und Delfin-Strecken gewinnen und konnte bei den drei Staffeln auf die damalige Überlegenheit der Amerikaner setzen. Phelps gewinnt die Lagenstrecken und kann ausser Brust alles, sogar noch im 400-Meter-Bereich. Für den Schwimmsport bedeutet das Auftreten dieses Jahrhundertsportlers, dass die sich in den 90er-Jahren abzeichnende Stagnation beendet ist. Man kann gewinnen, ohne sich spezialisieren zu müssen. Man ►



Um Haaresbreite (Bild 6). Anschlag beim 100-Meter-Delfin-Final in Peking. Michael Phelps (links) vor Cavic.

Foto Keystone



Eingeholt (Bild 7). Finalanschlag des 100-Meter-Delfin-Wettkampfs mit einer Aufnahme ohne perspektivische Krümmung.

Foto Heinz Kluetmeier

► kann die 400 Lagen mit einer 55er-Zeit anschwimmen und dies offenkundig auf einem Pulsniveau von 160 tun.

Auf der Ebene der Sporttechnik scheint Phelps in der Tat ein epochales Datum zu markieren. Er stellt die Frage nach dem Möglichen wieder ins Offene. Er lädt ein ins Experimentallabor des Leistungssports.

DISKURS. Michael Phelps hat nichts zu sagen. George Bush hat auch nichts zu sagen. Er schwenkte das Fähnchen, während Phelps gewann. Ein geschlossenes System, sprachlos. Phelps' Vater scheint irgendwie abhanden gekommen zu sein, anstatt dessen winkt der Vater der Nation, der seinerseits der Sohn eines Vaters der Nation ist. Die leibliche Mutter ist aber noch da – rätselhaft, weil ihr Körperbild mit dem des Sohnes so gar nichts zu tun hat. Sprachlos. Aber konsequent. Denn der Heros löst sich von sein+++er Kreatürlichkeit. Bodybilder versuchen, sich durch den Aufbau der Bauchmuskulatur die Sichtbarkeit des Bauchnabels wegzutrainieren. Sie treten, wenn sie fertig sind, als selbst-erzeugte Wesen vor uns. So auch Phelps, dessen Rede unbedeutend bleibt, dessen symbolischer Vater Präsident der USA ist und dessen Mutter den Bezug zum Geborenwordensein nicht sehen lässt. Der Heros entstammt einer anderen Sphäre, er ist ein Wesen, das – als Bild, also symbolisch, nicht als Körper – ganz aus kollektivem Diskurs besteht.

Der Olympiasieger war seit je ein Wesen der Mythologie, schon bei Pindar, erst recht aber unter den Kol-

ektivbedingungen des massenmedialen Spektakels, in dem die Differenzierungen zugrunde gehen und unverstandene Bilder überleben. Der Sportreport wiederholt, wie längst nachgewiesen, den Hymnos, und die Rede über den Sport lässt sich, um es systemtheoretisch zu formulieren, als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium bezeichnen. Dies meint: Die gesellschaftlich ausdifferenzierten Funktionsbereiche

«Michael Phelps hat nichts zu sagen. George Bush hat nichts zu sagen.»

lassen sich insgesamt innerhalb des Sportdiskurses auf begründungsentlastete Weise wiederholen. Wir können über Schönheit, über Politik, über Wirtschaft, über Medizin, über Religion etc. unter den Prämissen des Sports reden.

Genau dies hat mit dem Diskursereignis der Pekinger Olympia stattgefunden. Ausführlich wurde über Sportästhetik, über Sportpolitik, über die wirtschaftlichen Verflechtungen des Sportes und über die Biomacht des Sportes (Doping) gesprochen. Die gesamte Funktionsteilung der modernen Welt findet sich in der symbolischen Generalisierung des Sportes wieder.

So kann man also komplexe gesellschaftliche Reflexionen im Sportdiskurs unter den Bedingungen der Komplexitätsentlastung durchbuchstabieren. Der Mikrokosmos des

Sportes entwickelt sich zu einem Modell der Welt. Und zu deren bizarrer Mythologie gehört der Heros als Religionsstifter.

JUMP. Der Rekord durchbricht jedes Mal die bislang geltende Grenze des anthropologisch Möglichen. Zu Phelps' acht Goldmedaillen haben nicht wenige Kommentatoren (Auguren) bemerkt, dass es sich um einen wahrscheinlich unschlagbaren Rekord handle. Roland Barthes hat für den Moment der Durchbrechung den Terminus des Jump vorgeschlagen. Jason Lezak, der seine unglaubliche Zeit als Schlusschwimmer der 4-x-100-Meter-Crawlstaffel im Einzelwettbewerb nicht wiederholen konnte (und dies seit zehn Jahren nicht kann), ist das Musterbeispiel für die eine Form des Jump: vital, amerikanisch, das Unmögliche erreichend. Britta Steffen, die inmitten der Weltöffentlichkeit durch ihren ganz privaten Tunnel schwamm (deutsch...), vollzog den Jump eben dort: als den einsamen Sieg über ihre revoltierende Psyche.

ELEGIE. Aber Michael Phelps tut das, was er tut, permanent auf dem Niveau des Jump, eigentlich schon hinter ihm. Es handelt sich hier nicht um ein singuläres Ereignis, sondern eher um eine elegische Form. Er plant die acht Siege, er teilt sich die Kraft ein. Sein Jump musste diese eine Wettkampfwocche halten, und dafür war eine Trainingssteuerung notwendig, die über Monate hinweg das Niveau stabilisierte.

Betrachtet man Phelps' Siegesserie, so muss man selbst die knap-

pen Triumphe – 100 m Delfin und die kurze Crawlstaffel – als notwendige Siege bezeichnen. Jason Lezak erreichte einmal die Sphäre des Absoluten, aber Phelps wohnt dort. Ihm kann nur derjenige gefährlich werden, dem unerwartet eine singuläre Leistung gelingt. Aber nichts ist sprechender als die Tatsache, dass er ein verlorenes Rennen mit einem Fehler gewinnt, weil der Gegner den nahen Sieg aus der Ferne sieht, statt ihn blind zu ergreifen. Das ist die Macht des Heros über die Konkurrenten. Cavic hatte Phelps hinter sich. Und so schaute er einmal auf den ersehnten Sieg vor ihm, weil es ihm unmöglich war, ihn zu nehmen.

MYTHOLOGIE. Wie gesagt, dies ist ein Argument der Diskursanalyse, die ihre Notwendigkeit immer nur im Nachhinein begründen kann. Milorad Cavic: Das ist der Serbe, der mit unangenehmen nationalistischen Einstellungen, die ihn bis hin zu sportpolitischen Verwarnungen geführt haben, aufgefallen ist; das ist derjenige, der beim Vorlauf mit der Hand auf Phelps zielte, als wollte er ihn erschlagen. Er hat sich mit einem ganzen mythologischen System angelegt: der Personalunion von unerzeugtem Heros und amerikanischem Präsidenten. Auch dies lastete auf ihm, als er aufblickte, statt den Sieg zu nehmen. Und es lastete auf Phelps, als er seinen Fehler machte. Beider Last wurde zugunsten des mythologischen Systems entschieden. Es ist gerade hier gut, nur ein Beobachter der Mythologie und ihres Krieges zu sein.